

Christa Hulbinger

Zerrissene *Würde*

oder

Vom Mut,
wieder aufzustehen

Hinweis zum Buch

Dieses Buch beruht auf einer wahren Geschichte. Ich habe sie nach meinen subjektiven Empfindungen und aus meiner Erinnerung heraus geschrieben. Namen, Orte und Situationen sind verfremdet, um die Persönlichkeitsrechte der Akteure zu schützen.

Text: Christa Hulbinger

Cover: Izabella

ISBN 978-3-98648-001-1

1. Auflage

Verlag Andrea Schröder, Inh. Jens Koch, Bernau

www.verlag-andreaschroeder.de

© 2022 Verlag Andrea Schröder

*Für meine Mama, die leider viel zu früh diese irdische
Welt verlassen hat, aber dennoch als himmlische,
beschützende Kraft mir zur Seite stand und steht und
meine Lebensfäden lenkt.*

1998

17. Mai – Erstkommunion in Sankt Silvanus

Am 17. Mai war in unserer Heimatpfarre Sankt Silvanus in Ahlbürg der Tag, an dem Erstkommunion gefeiert wurde.

Ich war zu dem Zeitpunkt gerade fünfzehn Jahre alt geworden und aktiv in der Pfarrei. Bereits seit fünf Jahren war ich Ministrantin, seit drei Jahren immer wieder Aushilfsmesnerin und seit einem Jahr im Jugendchor.

Bei der Feier der Erstkommunion durfte ich neben dem Singen auch die Lesung halten. Es war der Psalm 23. Nach dem Gottesdienst in der Sakristei meinte unser Pfarrer Euringer, dass ich gut gelesen hätte. Doch im selben Moment kam auch die Gemeindereferentin Schwester Felizitas hinzu, und sie lehrte mich: „Gib deiner Stimme Farbe, Christa!“ Anfangs verstand ich diesen Satz nicht, aber als ich ihn vernahm, tat er mir sehr weh. Wie hätte ich denn meiner Stimme Farbe geben können, wenn ich doch noch nicht mal schreien konnte?

19. Mai – Das Geheimnis hüten

Aufgrund meiner Schulprobleme und meiner sozialen Zurückgezogenheit haben mich meine Eltern schon vor gut einem Jahr in Therapie geschickt. Ich bin niemals gern dorthin gegangen. Doch einmal die Woche hat es eben sein müssen.

Für heute hat meine Therapeutin abgesagt, was ich meinen Eltern aber nicht mitgeteilt habe. Stattdessen besuchte ich Schwester Felizitas. Sie habe ich immer mal wieder in ihrem Besprechungszimmer im Pfarrhaus aufgesucht, denn sie hat mir viel Trost gespendet, und es hat mir immer gutgetan, meine wenige Freizeit woanders als zu Hause zu verbringen.

Meine Mama ist früh gestorben, da war ich gerade mal vier Jahre alt. Zwei Jahre später ist meine Stiefmutter ins Elternhaus eingezogen, und vor vier Jahren wurde mein Halbbruder Dominik geboren. Im Elternhaus ist es mir nicht gut gegangen, doch habe ich bis heute keine Worte für den wahren Grund meines Unwohlseins gefunden.

Heute ließ mich Schwester Felizitas meinen Tagesablauf aufschreiben – die Tage sind bei mir immer ziemlich voll gewesen mit Schule, Hausarbeit, Mitarbeit im Kramerladen meiner Stiefmutter, dem Abholen meines kleinen Bruders vom Kindergarten und dem Sorgen für ihn, bis er ins Bett ging. Meine Schularbeiten sind eher so nebenbei gelaufen.

Darüber sprach ich mit Schwester Felizitas ein wenig. Sie wollte mich aufbauen und meinte: „Schau dir doch mal die schönen Dinge an! Hör zum Beispiel den Vögeln zu oder betrachte die Pflanzen genau!“

So dumm oder, im Nachhinein, so klug, wie ich war, äußerte ich folgenden Satz, mit dem ich Schwester Felizitas unbewusst ein Zeichen gab: „Das kann ich nicht mehr nach all dem, was war.“

Daraufhin fragte sie: „Was heißt das – nach all dem, was war?“

Mir wurde bewusst, welche Worte ich da von mir gegeben habe, und ich fing an zu weinen.

„Christa, was bedeutet das? Bitte sprich! Was heißt das?“ Sie bohrte immer weiter nach dem, was meine Worte zu heißen hätten, und ich musste immer heftiger weinen.

„Wenn du nicht reden magst, dann schreibe es auf!“

Da die Zettel zum Aufschreiben des Tagesablaufs noch neben mir lagen, schrieb ich unter Tränen auf einen davon: „Die Angst ist berechtigt.“ Ich zögerte ein wenig, ehe ich das Blatt Papier Schwester Felizitas überreichte.

Sie las und fragte: „Welche Angst, Christa? Wir haben über die Angst vor Pfarrer Euringer geredet, aber deswegen weinst du doch nicht, oder?“

Ich schüttelte den Kopf. Pfarrer Euringer kam manchmal etwas streng und autoritär herüber; darüber hatte ich einmal mit Schwester Felizitas gesprochen.

„Welche Angst dann, Christa?“

Ich konnte nichts sagen und weinte immer heftiger. Mit einer Handbewegung machte ich Schwester Felizitas klar, dass ich den Zettel wiederhaben wolle. Eine Weile lag er auf meinem Schoß, und vor lauter Tränen und Weinen konnte ich nicht schreiben. Irgendwann nahm ich den Stift und wollte es hinschreiben – doch irgendetwas hinderte mich daran; also legte ich den Stift beiseite. Schwester Felizitas ermutigte mich: „Schreib es auf, Christa! Es wird befreiend sein.“

Nach einer Weile nahm ich meinen ganzen Mut zusammen und krakelte unter den vorherigen Satz: „Vater“.

Ich gab das Blatt Papier Schwester Felizitas, und sie nickte, als sie las. Sie fragte dann: „Hat er dich geschlagen?“

Ich schüttelte den Kopf. Dann stellte sie mir die bittere Frage: „Hat er dich unsittlich berührt?“

Ich konnte nichts sagen oder deuten und weinte so heftig, wie ich noch nie in meinem Leben geweint habe. Das war wohl genug Antwort auf ihre Frage.

Als ich gehen musste, weil die Zeit gekommen war, zu der ich ursprünglich von der Therapiesitzung heimgekommen wäre, steckte Schwester Felizitas den Zettel in den Reißwolf. Sie machte mir ein Kreuzzeichen auf die Stirn, umarmte mich und sagte dabei: „Armes Dirndl!“

Zu Hause plagten mich unendliche Schuldgefühle, weil ich das „Geheimnis“ ausgesprochen habe. Am liebsten hätte ich alles rückgängig gemacht! Nun hatte Schwester Felizitas auch noch Fortbildung und Urlaub, sodass ich sie länger nicht mehr sehen konnte. Was würde wohl jetzt passieren? Was würde Schwester Felizitas nun unternehmen? Ich beruhigte mich: Wahrscheinlich nichts. Ich wusste ja: Sie hat Schweigepflicht. Aber auch bei solchen Dingen? So viele Fragen und Gefühle und keine Antworten! Außerdem sah ich von diesem Tag an meinen Vater mit anderen Augen. Ich hatte mehr Angst vor ihm als je zuvor. Und auch Angst davor, er könnte mir ansehen, dass ich ausgesprochen habe, was ich nicht durfte. Ich hatte Angst um mein Leben!

24. Juni – Aussprache

Erst einen Monat später konnte ich wieder zu Schwester Felizitas gehen.

„Christa, sag mal, wie lange erträgst du das denn schon mit deinem Vater?“

„Seit ich elf bin. Zumindest kann ich mich seit dieser Zeit daran erinnern.“

„Und deine Stiefmutter weiß davon?“

„Keine Ahnung. Sie ist nie da, wenn er mich anpackt.“

„Wo ist sie denn?“

„Sie fährt manchmal übers Wochenende zu ihren Eltern nach Brauns-
wald oder geht nachmittags und manchmal abends zu einer Freundin.“

„Das ist ja schrecklich!“

„Können wir nicht einfach vergessen, was ich gesagt habe? Mein Vater bringt mich um, oder er tut Dominik etwas an, wenn er erfährt, dass ich das Geheimnis preisgegeben habe.“

„Hat er es so gesagt?“

„Ja!“ Und mir stiegen die Tränen in die Augen.

„Mensch, Christa!“ Schwester Felizitas setzte sich neben mich. „Was machen wir denn mit dir? So darf es nicht weitergehen. Du brauchst Hilfe!“

„Ich halte es aus.“

„Nein, Christa, das tust du nicht. Diesen Teufelskreis musst du durchbrechen!“

„Aber wie?“

„Wir müssen eine Lösung finden, nach und nach. Kann ich mit deinen Eltern sprechen?“

„Nein, auf keinen Fall!“, schrie ich empört.

„Oder zumindest mit deiner Stiefmutter?“

„Nein.“

„Warum nicht?“

„Sie wird dir nicht glauben. Und sie wird es meinem Vater sagen, und dann bringt er mich um! Ich springe lieber vor den Zug, ehe er mich tötet.“

„So schlimm?“

„Ja.“

Ich wusste nicht, wie es weitergehen sollte. Aber ich fürchtete so sehr, mein Vater würde merken, dass ich etwas gesagt habe. Jetzt habe ich es schon über vier Jahre ausgehalten – da würde ich es die nächsten drei Jahre, bis ich achtzehn bin, auch noch schaffen. Wohin hätte ich denn auch gehen können? Er würde es nie zulassen, dass ich gehe, mich stattdessen mit Handschellen festbinden, wenn er merkt, dass ich vorhabe zu verschwinden. Was für eine verzwickte Situation!

4. Juli – Brief an Schwester Felizitas

Am 4. Juli schrieb ich Schwester Felizitas einen Brief, in dem ich ihr einiges erzählte, was ich zu erleiden hatte, und dass ich darüber nachgedacht hätte, was mir helfen würde: in eine Pflegefamilie zu gehen, bis ich achtzehn bin.

Diesen Brief steckte ich in ein Kuvert, welches ich am nächsten Tag in die Sakristei legte.

8. Juli – Hartes Gespräch

Statt der Therapiesitzung suchte ich auch diesmal Schwester Felizitas auf. Wir sprachen über den Brief, den ich ihr geschrieben habe.

„Ist es dein Ernst, dass du in eine Pflegefamilie willst?“

„Ich weiß nicht. Eigentlich schon. Nur wie? Ich kann nicht einfach so von zu Hause verschwinden.“

„Wenn du es wirklich willst, würde ich mich anonym nach Möglichkeiten hierfür erkundigen.“

„Echt?“

„Wenn du es möchtest.“

„Ja, schon.“

„Aber du musst wissen: Wenn du von zu Hause weggehst, dann gibt es kein Zurück!“

„Ja, das ist mir klar. Ich weiß bloß nicht, ob ich es kann.“ Und wieder weinte ich.

„Was hindert dich daran?“

„Ich fühle mich hier in der Pfarrei so wohl. Dann ist da noch Dominik. Er braucht mich. Und was ist, wenn ihm etwas zustößt, nur weil ich weg bin?“

„Ich verstehe dich. Es ist ein harter Weg, wenn du ihn gehen willst. Aber du musst auch an dich denken. Du gehst zugrunde, wenn du weiterhin im Elternhaus bleibst. Vielleicht findest du auch woanders eine nette Pfarrei. Und du kannst uns jederzeit besuchen.“

„Schon. Trotzdem: Ich weiß nicht.“

„Also, pass auf. Ich habe deinen Brief sehr ernst genommen, und zwischen den Zeilen nahm ich deine Worte auch als sehr entschieden wahr. Manchmal kann man klarer schreiben als sprechen. Ich werde mich erkundigen, welche Möglichkeiten du hast, und dann teile ich sie dir mit. Wir schauen, was du willst und wie ich dir helfen kann. Ist dir das so recht?“

„Ja, das ist gut. Danke.“

Dass nun doch schneller als gedacht etwas bewegt werden konnte, erstaunte mich umso mehr. Schon immer war es mein sehnlichster Wunsch, von zu Hause wegzukommen. Ich hatte verschiedene Personen, denen ich meine Situation anvertraut habe. Aber den wahren Grund habe ich verschwiegen, sodass es für diese Menschen wohl nicht so akut klang, um ernsthaft handeln zu müssen.

Allerdings habe ich in meiner Not meine Stiefmutter beschuldigt, mich geschlagen zu haben, weil ich die Wahrheit nicht sagen durfte. Ich habe immer sehr gehofft, dass mir diese Lüge nicht zum Verhängnis werden

würde, dass mich meine Eltern nicht als Lügnerin hinstellen würden. Denn dann hätte mir keiner mehr geglaubt, und ich hätte wohl nie das Elternhaus verlassen können.

Doch nun tat sich endlich etwas – wobei ich nicht recht wusste, ob ich es wirklich wollte, und auch nicht, wie es hätte vonstattengehen sollen, ohne dass mein Vater etwas mitbekommen hätte.

9. Juli – Möglicher Ablauf

Als ich heute mit meinem Hund Momo spazieren war, traf ich am Kirchenparkplatz kurz auf Schwester Felizitas. Sie meinte: „Ich war heute bei Frau Holzhausen vom Städtischen Beratungszentrum. Sie ist sehr nett und hat mir eine mögliche Vorgehensweise erklärt. Du könntest von zu Hause weglaufen, und der ASD, das ist der Allgemeine Soziale Dienst, kann dich für achtundvierzig Stunden in Obhut nehmen. Er spricht mit deinen Eltern darüber, dass du nicht mehr nach Hause kommst, und sucht nach einer vorübergehenden Unterkunft für dich.“

„Der ASD gibt meinem Vater Bescheid?“

„Ja.“

„Und wenn er es nicht will und ich wieder zurückmuss?“

„Das geht nicht so schnell. Auch das Jugendamt schaut darauf, und es wird dich nicht zurückschicken. Es gibt Möglichkeiten. Allerdings kenne ich mich noch nicht so gut aus. Aber ich habe mit Frau Holzhausen ausgemacht, dass wir zusammen zu ihr kommen. Dann lernt sie dich kennen, und es läuft nicht alles nur über uns als Kirche. Bei ihr kannst du deine Fragen stellen.“

„Okay.“

„Melde dich, wenn du kannst. Dann machen wir einen Termin aus.“

„Das mache ich.“

„Ach ja, ich habe dir einen Brief geschrieben, weil ich nicht dachte, dass wir uns hier über den Weg laufen. Nimm ihn mit; da steht das Wichtigste drin.“

„Ja, danke.“

„Und noch etwas, Christa: Ich lass dich nicht allein. Aber ich gehe nur so schnell, wie du kannst und willst. Das musst und sollst du wissen. Denn *du* musst die Schritte gehen, die dich sicher viel Kraft kosten werden – ich kann dich nur begleiten.“

Ich musste weinen, weil es so lieb ausgedrückt war.

Zu Hause las ich den Brief. Mir schossen die Tränen in die Augen, weil es schon so geplant klang und auch weil mir Schwester Felizitas so wohlge-sonnen war.

Liebe Christa,

ich habe heute mit Frau Holzhausen gesprochen.

Es gibt „Inobhutnahme“, ist gleich Opferschutz.

Innerhalb von achtundvierzig Stunden schaltet sich der ASD ein.

Sollten Deine Eltern mit einem Aufenthalt nicht einverstanden sein, dann gibt es eine richterliche Verfügung (das heißt, dass Du bleiben kannst).

Bevor Du diesen Schritt gehst, rufe beim ASD an. Oder beim Städtischen Beratungszentrum bei Frau Holzhausen. Jeweils unter „Christa“ oder meinem Namen.

Liebe Christa, allem voran, ich lasse Dich nicht allein gehen; wenn Du es willst, gehe ich auf alle Fälle mit. Du kennst meine Adresse und meine Telefonnummer. Du darfst auch bei mir bleiben, und wir gehen dann die nächsten Schritte gemeinsam weiter.

*In herzlicher Verbundenheit und in Sorge um Dich
Schwester Felizitas*

P. S.: Falls Du kannst, melde Dich bei mir, denn das mit den Adressen ist nicht ganz einfach. Frau Holzhausen sagte, dass alle Stellen sehr voll sind und dass die richtige für Dich gefunden werden muss. Wenn es über den ASD läuft, ist es viel, viel besser.

11. Juli – Die Planung nahm konkrete Formen an

Wieder war ich bei Schwester Felizitas.

„Na, wie geht es dir?“

„Ich habe solche Angst vor morgen.“

„Was ist morgen, Christa?“

Ich musste weinen. Es überkam mich einfach.

„Christa, bitte sag, was ist morgen?“

Unter Tränen wimmerte ich: „Meine Stiefmutter ist morgen nicht zu Hause.“

„Oje.“

„Es war neulich erst so schlimm.“

„Was war da?“

„Da hatte meine Mama ihren Todestag, und mein Vater ist mit mir zum Friedhof gefahren. Das war so schrecklich.“

„Hat er dir etwas getan?“

„Unter der Fahrt hat er mich ständig angelangt. Es war so widerlich.“ Wieder musste ich weinen.

„Mensch, Christa. Was machen wir nur? Hast du meinen Brief gelesen? Hast du schon eine Entscheidung getroffen? Willst du weg von zu Hause?“

„Ja, ich will weg. Alles lieber als zu Hause bleiben. Aber erst nach dem Geburtstag meines Opas. Er wird fünfundsiebzig, und ich will es ihm nicht zumuten, dass ich nicht da bin, wenn er Geburtstag hat.“

„Wann ist das?“

„Am 22. Juli.“

„Das sind noch elf Tage. Hältst du es so lange aus?“

„Ja, ich muss! Aber morgen ...“

„Für morgen überlege ich mir etwas. Vielleicht finde ich für dich eine Unterkunft für ein paar Stunden. Ist dir das recht?“

„Ja, klar. Ich hoffe nur, mein Vater lässt mich weg.“

„Ich gebe dir morgen in der Frühmesse Bescheid.“

„Danke.“

Ich hoffte so sehr, es würde sich eine Lösung finden.

12. Juli – Unterkunft

Schwester Felizitas meinte, dass ich am Nachmittag zu Frau Maurer gehen könne. Das war eine ältere Dame, die ich vom Lektorenkreis kannte. Sie lebte allein, und Schwester Felizitas meinte, es würde ihr wohl guttun, ein bisschen Ansprache zu haben. Zu meinem Vater sollte ich sagen, dass sie Hilfe brauche und ein bisschen Ansprache.

Wie erwartet war er dagegen. „Du bleibst zu Hause! Für alle anderen bist du da, nur nicht für deine Familie!“

Genau! Gerade für ihn! Für Dominik war ich da, für den Kramerladen war ich da – und einmal wollte ich woandershin, und das ging nicht. Also rief ich Frau Maurer an und sagte ihr ab – Schwester Felizitas hat mir zuvor die Telefonnummer gegeben.

Dann aber erlebte ich den schlimmsten Missbrauch überhaupt, oder es kam mir nur so vor, weil ich ihn bewusster wahrnahm, dadurch dass die Wahrheit ausgesprochen war. Es war die Hölle!

14. Juli – Termin bei Frau Holzhausen

Schwester Felizitas wollte heute mit mir zum Städtischen Beratungszentrum, respektive zu Frau Holzhausen, fahren. Zuerst kam ich ins Pfarrhaus, und sie fragte: „Wie erging es dir am Sonntag bei Frau Maurer?“ Ich sagte nichts. Es war mir so peinlich, und ich schämte mich so sehr.

Dauernd setzte sich Schwester Felizitas so sehr für mich ein, und ich machte alles kaputt und konnte die Hände, die sie mir reichte, nicht nehmen. So fühlte ich. Doch war ja eigentlich mein Vater an der Absage schuld.

„Warst du nicht dort?“, fragte sie.

Ich schüttelte den Kopf, und die Tränen liefen mir über die Wangen.

„Christa! Du weinst doch jetzt nicht, weil du nicht bei Frau Maurer warst?“

„Doch ... nein ... auch! Du sorgst dich so und setzt dich so sehr für mich ein, und ich lehne alles ab.“

„Unsinn. Warum warst du denn nicht dort?“

„Mein Vater hat es nicht erlaubt.“

„Das habe ich mir fast gedacht.“

Meine Tränen liefen einfach, bis ich nicht mehr konnte.

„Christa, was ist mit dir? So aufgelöst warst du schon lange nicht mehr!“

Ich flüsterte: „Es war so schlimm.“

„Was denn?“

„Am Sonntag.“

„Hat er dich nicht in Ruhe gelassen?“

„Ja.“

„Magst du erzählen?“

Ich schluchzte. „Ich kann nicht.“

„Ist in Ordnung. Aber du weißt, dass du jederzeit zu mir kommen kannst.“

„Ja, danke.“

„Sollen wir nun zu Frau Holzhausen fahren?“, fragte Schwester Felizitas nach einer kleinen Schweigepause.

„Schon.“

„Schaffst du es?“

„Ja, ich muss!“

„Gut, dann fahren wir.“

Wir brauchten nur zehn Minuten, bis wir dort waren.

Frau Holzhausen begrüßte mich sehr liebevoll. „Du bist also Christa. Ich habe schon viel von dir gehört.“

„Ja.“ Mehr konnte ich nicht sagen.

„Christa, du musst jetzt nicht viel erzählen, denn von Schwester Felizitas weiß ich einiges. Ich erkläre dir erst mal, wie es abläuft, wenn du von zu Hause weglaufen würdest. Willst du es denn überhaupt?“

„Schon.“

„Gut. Habt ihr schon einen bestimmten Tag hierfür im Kopf?“

„Christa möchte noch den Geburtstag ihres Großvaters abwarten“, meldete sich Schwester Felizitas zu Wort.

„Wann ist er?“, wollte Frau Holzhausen wissen.

„Am 22. Juli“, sagte ich.

„Wann willst du genau weggehen?“

„Ich hätte gedacht, gleich am 23. Juli.“

„Okay.“

„Aber ich weiß nicht, wie es mit der Schule geht. Denn es ist ja noch eine Woche Schule. Und ich kann doch nicht mehr hingehen, wenn ich weggegangen bin, oder? Sonst holt mich mein Vater dort wieder ab.“

„Nein, da brauchst du dir keine Sorgen zu machen. Es gibt genug Möglichkeiten, um dich zu schützen, sodass du nicht in die Schule zu gehen brauchst. Nun am Schuljahresende verpasst du auch keinen Stoff mehr.“

„Mhm.“

„Jetzt erkläre ich dir den Ablauf. Sagen wir, es bleibt beim 23. Juli. Dann kommst du hierher – allein oder mit Schwester Felizitas; das macht ihr noch aus. Bis dahin habe ich eine Zufluchtstelle gefunden, wohin du vorübergehend gehen kannst.“

„Was ist das?“, wollte ich wissen.

„Das ist ein Haus oder eine größere Wohnung, irgendwo versteckt, wo mehrere Mädchen hinkommen, die Ähnliches erlebt haben wie du und

die keiner finden darf. Diese Mädchen werden von Sozialpädagoginnen betreut, und sie finden zusammen mit dem Jugendamt eine geeignete dauerhafte Unterkunft, zum Beispiel ein betreutes Wohnen.“

„Aber ich will doch in eine Pflegefamilie! Ich will nicht in eine Wohngemeinschaft. Ich brauche Familie um mich!“

„Das musst du dort sagen, und dann werden sie zusehen, dass sie eine geeignete Familie für dich finden.“

„Okay.“

Ich fand Frau Holzhausen sehr nett, aber ob es wirklich gehen würde mit der Pflegefamilie? Die Ernsthaftigkeit dieses Schrittes wurde mir immer bewusster. Und mir wurde richtig mulmig zumute. War es so richtig? Was, wenn sich keine Pflegefamilie finden würde? Wohin würde ich dann kommen? Schon wieder hatte ich Angst; Angst vor dem Ungewissen.

„Ich fasse zusammen: Ich suche eine passende Zufluchtstelle für dich. Wenn du am 23. Juli kommst, dann müssen wir als Erstes zum ASD fahren.“

„Das habe ich Christa bereits gesagt“, meinte Schwester Felizitas.

„Dort wird es recht anstrengend für dich sein, Christa“, warnte mich Frau Holzhausen vor.

„Wieso?“

„Du musst kurz, aber doch selbst erzählen, wieso du von zu Hause wegwillst.“

Ich schnaufte tief.

„Schaffst du es?“

„Ja, ich denke, schon.“

„Gut. Der ASD wird mit deinen Eltern Kontakt aufnehmen und sie informieren, dass du erst mal nicht mehr nach Hause kommst und in Obhut des Jugendamtes bist.“

„Okay.“

„Anschließend werden Schwester Felizitas und ich dich zur Zufluchtstelle bringen. Ganz dorthin dürfen wir dich nicht begleiten, weil auch wir nicht wissen dürfen, wo genau sie ist. Aber zu einem Treffpunkt bringen wir dich, an dem dich eine Betreuerin oder eines der Mädchen der Zufluchtstelle abholen wird. Hast du alles verstanden?“

„Ja.“

„Hast du noch eine Frage?“

„Nein, erst mal nicht.“

Schwester Felizitas meinte zu Frau Holzhausen: „Ich gebe Ihnen Bescheid hinsichtlich der genauen Uhrzeit, zu der wir am 23. hier sein können.“

„Ja. So machen wir es. Und ich halte mir diesen Tag auf alle Fälle frei. Alles Gute bis dahin!“

Nach dem Gespräch fuhren wir zu Schwester Felizitas nach Hause.

Ich war völlig erledigt. Das Ganze strengte mich so sehr an, und es war nun wirklich ernst.

„Christa, bist du dir sicher, dass du am 23. Juli für immer deine Heimat verlassen willst?“

Das hörte sich hart an. Es war hart! Ich schluckte. Und dennoch: „Ja.“

„Gut. Dann müssen wir überlegen, wie wir es machen. Was willst du an dem Tag zu Hause sagen, wohin du gehst, wenn wir zum Städtischen Beratungszentrum fahren?“

„Ich dachte, ich tue so, als würde ich zur Schule fahren, und komme stattdessen dorthin.“

„So weit hast du schon gedacht? Ich merke, dass du dir sicher bist.“

„Schon.“

„Gut, dann wirst du wohl selbst mit dem Fahrrad dorthin fahren, oder?“

„Ja, denn es ist auch besser für dich. Denn wenn wir mit dem Auto fahren, könnte es so aussehen, als hättest du mich gezwungen.“

„Da hast du recht. Also werde ich beim Städtischen Beratungszentrum auf dich warten.“

„Ja, das ist gut. Aber die genaue Uhrzeit weiß ich noch nicht. Vielleicht um halb acht?“

„Wir sehen uns noch ein paar Mal. Dann machen wir sie genau aus.“

Nun wollte ich wissen: „Aber was mache ich mit meinen ganzen Sachen?“

„Darüber habe ich mir auch schon Gedanken gemacht. Was willst du denn alles mitnehmen?“

„Hauptsächlich Kleidung. Und ein paar persönliche Dinge. Aber es darf nicht auffallen, denn wenn meine Stiefmutter die Wäsche in den Schrank räumt und dieser leer ist, dann schöpft sie sofort Verdacht.“

„Du nimmst einfach nur ein paar Teile mit. Den Rest müssen sie dir später zum Jugendamt bringen, oder du bekommst Geld für neue Sachen.“

„Aber wohin soll ich die Dinge tun? Ich kann doch nicht das Haus mit einer Reisetasche verlassen!“

„Nein, das kannst du nicht. Vielleicht bringst du einfach nach und nach Tüten in die Sakristei, und wir stellen sie ins Pfarrhaus.“

„Geht das?“

„Ja klar.“

„Gut, dann mache ich es so. Danke.“

„Nichts zu danken. Danke für dein Vertrauen.“

Später fuhr mich Schwester Felizitas zurück zur Pfarrei, und von dort ging ich zu meinem Elternhaus. Von da an fing ich an, die Tage zu zählen, bis ich endlich weg sein sollte. Eine Restangst davor, dass etwas dazwischenkommen würde und ich nicht gehen könnte oder wollte, blieb. Es war ein großer Schritt. Und ich wusste nicht, wo ich landen würde. Doch konnte es nur besser sein als „daheim“.

Nun begann ich, Tüten mit ein paar Kleidungsstücken und einigen Bildern und Ikonen, die ich gerne mitnehmen wollte, zu packen. Es war sehr heikel. Ich hatte nicht viel Privatsphäre, sondern teilte mein Zimmer mit Dominik. Das bedeutete, dass meine Eltern immer mal wieder in meinem Raum waren. So hätte es recht leicht auffallen können, wenn etwas fehlte.

14. bis 19. Juli – Nach und nach

Die vergangenen Tage brachte ich nach und nach Tüten ins Pfarrhaus. Heute waren es zwei. Viel Zeit hatte Schwester Felizitas nicht, dennoch fragte sie nach meinem Befinden. Was hätte ich ihr antworten sollen? So lala eben. Die letzte Woche im Elternhaus war mit sehr gemischten Gefühlen verbunden.

Da bemerkte Schwester Felizitas, dass ich einen Verband am Handgelenk trug.

„Was hast du denn da gemacht?“

„Ach, nichts. Das ist nur eine Sehnenscheidenentzündung.“

„Wovon denn?“

„Ich muss doch immer so viel im Kramerladen mithelfen ...“

„Christa! Das glaube ich dir nicht!“

Ich schaute weg und kämpfte mit den Tränen.

„Was ist passiert, Christa?“, fragte Schwester Felizitas nun etwas nachdrücklicher und sehr besorgt.

„Ich habe mich gewehrt, und dann hat er zugepackt!“

„Christa! Es ist höchste Zeit, dass du wekommst!“

„Ich weiß.“

„Willst du wirklich noch bis zum 23. Juli warten?“

„Die knappe Woche halte ich schon noch aus.“

„Pass auf dich auf! Und melde dich, wenn Weiteres vorfällt!“

„Ja, danke.“

Dann war ich auch schon von dannen.

17. bis 19. Juli – Letztes Wochenende

An meinem letzten Wochenende im Elternhaus war Bärbel, meine Cousine, zu Besuch. Ich hatte keine Ahnung, was ich mit ihr reden sollte. Zwar verstanden wir uns im Grunde sehr gut, aber diesmal war ich gehemmt, da mich so viel beschäftigte, worüber ich Stillschweigen bewahren musste.

Am Samstag tätigte ich das letzte Mal in meiner Heimatpfarre den Messerdienst als Aushilfsmesnerin. Jeden Schritt, jede Bewegung, jede Tätigkeit vollzog ich so bewusst und aufmerksam wie noch nie, denn ich wusste, es würden die letzten Bewegungen auf dem Boden dieser Kirche sein.

Bärbel kam zum Vorabendgottesdienst mit. Sie trug sogar eine meiner Tüten mit Kleidung, ohne zu wissen, wofür diese benötigt würden. Ich behauptete, die Klamotten seien für die Altkleidersammlung. Zu lügen fiel mir mittlerweile recht leicht, denn Notlügen mussten in diesem Fall, in dieser schwierigen, geheimnisumwobenen Zeit, des Öfteren sein.

Am Folgetag, dem Sonntag, ministrierte ich das letzte Mal. Und ausgerechnet an diesem Tag waren auch die Ministrantengeschwister Agnes und Alex zum letzten Mal da, weil sie von hier nach Dogenfurth umziehen sollten.

Schwester Felizitas verabschiedete sie am Ende des Gottesdienstes mit folgenden Worten: „Liebe Gemeinde, unsere zwei fleißigen Ministranten Agnes und Alex sind heute das letzte Mal hier, da sie nach Dogenfurth ziehen werden.“ Und weiter: „Wir danken euch beiden ganz herzlich für

eure Treue und euren Dienst hier am Altar. Ihr werdet uns fehlen. Alles, alles Gute für euch!“ Die Geschwister bekamen kleine Abschiedsgeschenke. Obwohl es auch *mein* letztes Mal war, wurde – notgedrungen – kein Wort darüber verloren. So schade, so still und heimlich verschwinden zu müssen. Doch erlaubte es die Situation nicht anders.

20./21. Juli – Trancezustand

Den Montag und den Dienstag erlebte ich wie in Trance. Einerseits war ich gedanklich schon weit weg, andererseits musste ich noch den Alltag im Elternhaus leben und bestehen. Die Tage vergingen nur langsam.

22. Juli – Abschied von einem geliebten Ort

Nun kam der Abschied. Ich musste meiner Umgebung – vor allem meiner Pfarrei – auf Wiedersehen sagen, was sehr schmerzhaft war.

Der 22. Juli war ein Mittwoch. Ich fuhr mit meinem altmodischen Fahrrad den Hintereingang zum Pfarrhaus hinein. Die Sonne schien, und es war ziemlich warm. Schwester Felizitas saß auf den Stufen vor dem Priestereingang und schaute sehr nachdenklich. Ich stellte mein Fahrrad ab und ging auf sie zu.

Sie sagte sehr ruhig: „Setz dich her, Christa. Bleiben wir noch ein bisschen draußen, bevor wir hineingehen.“

Wir saßen nur da und sprachen kein Wort. Doch ich hielt diese Stille nicht aus. Es war sowieso alles schon so schwierig, und nun auch noch diese gedämpfte Stimmung!

„Ich muss um fünf zu Hause sein, weil wir um diese Uhrzeit zu meinem Opa zum Gratulieren fahren.“

Schwester Felizitas nahm dies zur Kenntnis, sagte aber nichts weiter. Ich kannte diese ruhige Art an ihr nicht. Was war nur los? Für einen Moment hatte ich Angst, dass es nicht gelingen würde, am nächsten Tag wie abgemacht zu verschwinden.

Wir saßen so lange schweigend da, bis sie schließlich sagte: „Pfarrer Euringer weiß Bescheid.“

Zuerst erschrak ich, weil ich Angst hatte, dass er mir nicht glauben würde und ich somit die Übergriffe meines Vaters weiter aushalten müsse.

„Hast du es ihm gesagt?“

„Ja, ich musste es ihm sagen, denn wenn dein Vater Terror macht, muss Pfarrer Euringer Bescheid wissen und hinter mir und vor allem hinter dir stehen.“

Sie fuhr fort: „Er war schockiert, und ich konnte ihn gerade noch davon abhalten, zur Polizei zu gehen und Anzeige zu erstatten. Er meinte: ‚Wie kann man Christa so etwas antun? Das muss sofort angezeigt werden! Ich gehe zur Polizei. Ich erklärte ihm dann: ‚Das nützt Christa nichts. So helfen wir ihr nicht. Wir schaden ihr nur. Zuerst müssen wir zusehen, dass es ihr besser geht und dass sie frei leben kann.‘ Er hat es dann eingesehen.“

War ich froh, denn die Polizei hätte mir gerade noch gefehlt!

Schwester Felizitas und ich schwiegen abermals eine geraume Zeit, bis ich es nicht mehr aushielt und zu weinen anfang, weil mir bewusst wurde, dass dies mein letzter Tag, meine letzten Stunden in dieser Umgebung sein würden.

Wir gingen ins Pfarrhaus, und ich ließ mich in Schwester Felizitas' Büro aufs Sofa fallen. Dort blieb ich regungslos sitzen.

Schwester Felizitas nahm neben mir Platz, nahm mich in ihre Arme, und wieder liefen meine Tränen.

Nach einiger Zeit meinte sie: „Das, was ich am Sonntag nach dem Gottesdienst zu Agnes und Alex zum Abschied gesagt habe, das hat viel mehr dir gegolten, weil du so viel getan hast. Mir tat es leid und auch ein bisschen weh, dass ich dich nicht verabschieden konnte. Während des Gottesdienstes war mir bewusst: ‚Auch Christa ministriert das letzte Mal, und auch sie müsste verabschiedet werden.‘ Doch wusste ich, dass es nicht möglich war. Christa, nimm die Worte an, die ich zu Agnes und Alex gesagt habe – sie gelten auch für dich.“

Unter Tränen erklärte ich: „Ich habe sie am Sonntag bereits angenommen. Aber es ist umso schwerer, Abschied zu nehmen, wenn man es den anderen nicht mitteilen kann. Bei jeder Bewegung, die ich in der Kirche gemacht habe, dachte ich: ‚Es ist das letzte Mal, dass ich diese Bewegung hier in dieser Pfarrei mache.‘ Es ist auch jetzt schwer, Abschied zu nehmen von einem Ort der Heimat und der Anerkennung. Es tut so weh.“

Mehr konnte ich nicht sagen, weil ich heftig weinen musste.

Schwester Felizitas wollte mich trösten. „Du wirst ganz bestimmt irgendwann wieder in diese Kirche kommen.“

„Vielleicht. Aber ich werde nie mehr vorne stehen und ministrieren.“

„Nein, das wirst du nicht.“

Ich schluchzte auf. Die Tränen nahmen kein Ende. Als ich mich etwas beruhigt hatte, fragte ich: „Darf ich einen letzten Wunsch äußern?“

„Ja, natürlich.“

„Gehen wir noch einmal zusammen in die Kirche?“

„Ja, das machen wir.“

Wir setzten uns an die Stelle, an der ich an meiner Erstkommunion saß. Ich weinte, weil ich wusste, es war Abschied – Abschied von meiner Heimatpfarrei!

Schwester Felizitas sprach ein Gebet, das mich innerlich sehr berührte. Und ich ließ alles Revue passieren, was ich in dieser Pfarrei erlebt habe.

Nach meiner Erstkommunion bin ich Ministrantin geworden. Zuerst bin ich nur sehr unregelmäßig gekommen, aber nach zwei Jahren habe ich gemerkt, dass mir der Gottesdienst guttut, dass der Glaube an Gott mir helfen könne und dass hier sehr viele Menschen sind, die mich schätzen und lieben. So hat es sich entwickelt, dass ich bei jedem Gottesdienst an den Wochenenden ministriert habe; Vorabendgottesdienst samstags und zwei Gottesdienste hintereinander sonntags. Mit dem damaligen Mesner Herbert habe ich mich recht gut verstanden, und ich habe ihm bald meine schulischen und häuslichen Probleme anvertraut. Zwischen ihm und mir ist ein großes Vertrauensverhältnis erwachsen. Leider ist er bald weggezogen, da er für seine Mutter da sein musste, der es nicht gutging. Ich bin sehr traurig darüber gewesen, dass ich diese wichtige Vertrauensperson verloren habe. Herbert ist es aber wichtig gewesen, dass es mir gutgeht, auch wenn er nicht mehr da sein würde. Er hat mir ans Herz gelegt, mich Luise, der Gemeindereferentin, anzuvertrauen. So habe ich einige Gespräche mit Luise geführt. Doch sie ist schwanger geworden und dann auch bald weg gewesen. Letztes Jahr im Dezember ist die freie Stelle von Luise mit Schwester Felizitas neu besetzt worden. Diese ist mir anfangs gar nicht sympathisch gewesen, weil sie mir zu lebhaft war. Doch im Frühjahr habe ich begonnen, mich auch ihr anzuvertrauen. Bei ihr ist es mir letztlich gelungen, die ganze bittere Wahrheit auszusprechen.

Zurück im Pfarrhaus, fragte mich Schwester Felizitas: „Willst du mit Pfarrer Euringer sprechen?“

„Ja, ich will mich von ihm verabschieden.“

Als er kam, setzte er sich uns gegenüber aufs Sofa und meinte: „Christa, ich will dir meine Anerkennung dafür aussprechen, dass du dich der Schwester gegenüber geöffnet hast. Gut, dass du offenbart hast, was du Schlimmes erlebst. Es kommen oft Menschen zu mir zum Beichten, nach vierzig, fünfzig oder sechzig Jahren, und sie erzählen mir Geschichten, die sie in ihrer Kindheit erlebt haben. Das sind manchmal ähnliche Geschichten wie die deine. Ich bin mir sicher, dass alles gut wird – auch wenn du noch durch einen dunklen Tunnel gehen musst, bevor du weißt, wie es weitergeht. Aber glaube mir, das Schlimmste hast du hinter dir!“

Unter Tränen erwiderte ich: „Ich mag danke sagen für die Anerkennung, dir ihr beiden mir gegeben habt, und dafür, dass ich da sein durfte.“

„Christa, wir müssen uns bei *dir* bedanken für das, was *du* alles getan hast in dieser Gemeinde. *Du* brauchst dich nicht zu bedanken“, entgegnete Schwester Felizitas.

„Doch, doch. Die Pfarrei wird mir sehr abgehen. Und es ist so schwer, Abschied zu nehmen. Ihr beide werdet mir fehlen.“

Nun füllten sich auch Schwester Felizitas' Augen mit Tränen.

„Du uns erst! Du wirst hier eine Lücke hinterlassen – vor allem bei mir – und, ich denke, bei Pfarrer Euringer auch. Es wird am Wochenende etwas fehlen – eine ganz bedeutende Person, über Jahre hinweg!“

Wir umarmten uns und weinten beide.

Dann vereinbarten wir den Treffpunkt für den nächsten Tag: um halb acht vor dem Städtischen Beratungszentrum. Schwester Felizitas machte mir ein Kreuzzeichen auf die Stirn, bevor ich das Pfarrhaus verließ. Und Pfarrer Euringer beteuerte: „Ich nehme dich in Gedanken mit in die Abendmesse und bete für dich.“

Meine Eltern schöpften Verdacht

Zu Hause angekommen, stand auch schon gleich die Abfahrt zu meinem Opa bevor, um dessen fünfundsiebzigsten Geburtstag zu feiern. Ich wusch mir erst mal die Augen mit kaltem Wasser aus, um mein vieles Weinen zu verbergen, aber es nützte nichts. Meine Eltern sahen es mir an. Die Lüge, dass ich mit dem Fahrrad gestürzt sei, nahmen sie mir nicht ab.

Doch ließen sie mich erst mal in Ruhe, und wir verbrachten die Abendstunden bei meinen Großeltern. Da war ich in Gedanken sehr beim nächsten Tag. Und ich fragte mich auch: Würde ich meine Großeltern je wieder-

sehen? Wie würden sie das Verlassen meines Elternhauses psychisch und physisch verkraften? Was würden sie denken? Zu wem würden sie halten? Ich hatte ihnen nämlich sehr viel zu verdanken, denn ich habe die zwei Kindergartenjahre nach dem Tod meiner Mama hauptsächlich bei ihnen verbracht, und sie haben sich rührend um mich gekümmert. Mit meiner Oma habe ich viel gespielt, gesungen und gemalt, und mit meinem Opa bin ich viel in der Natur, im Wald, gewesen, und er hat mir das Radfahren beigebracht. Zwar ist mit meiner Einschulung der Kontakt etwas rarer geworden, aber doch bin ich in der Grundschulzeit mindestens einmal pro Woche dort gewesen. Seit dem Gymnasium und vor allem während der Missbrauchszeit ist mein Vertrauen zu meinen Großeltern aber gesunken, und die Herzlichkeit ist mir auch ein wenig abgegangen. Vielleicht haben sie auch gemerkt, dass ich verschlossener war, und wussten nicht, wie sie damit umgehen sollten.

Später, als wir von dem Besuch zurückgekehrt waren, stellte mich mein Vater zur Rede. „Du brauchst mir nicht zu erzählen, dass du mit dem Rad gestürzt seiest, denn erstens ist an deinem Fahrrad kein Schaden ersichtlich und zweitens hast du keine Schrammen. Ich weiß nicht, warum du *dann* geheult hast ... Eins ist mir aber aufgefallen: Der kleine Reiseföhn ist weg. Ich gehe davon aus, dass du ihn hast, und ich verlange von dir, dass er bis morgen früh wieder an seinem Platz liegt!“

So ein Mist! Ich hatte diesen Föhn nicht, und ich wusste auch nicht, wo er war. Denn ich hatte nur das Nötigste eingesteckt, damit es nicht auffallen und niemand Verdacht schöpfen würde. Was hätte ich nun tun sollen? Denn geglaubt hat mir mein Vater nicht.

Zudem drohte er: „Wenn du vorhaben solltest zu verschwinden, dann kann ich dir gleich klarmachen, dass du dazu keine Chance hast, bevor du achtzehn bist. Ich bin der beste Vater und biete meinen Kindern viel. Sei froh, dass du so einen hast!“

Damit war das Gespräch zwar beendet, doch war mir himmelangst. Mit einem Kloß im Hals ging ich zu Bett. Meinem Bruder Dominik, der schon schlief, gab ich ein Kreuzzeichen auf die Stirn, und ich bat Gott inständig, dass er über ihn wache und ihn schütze, wenn ich ab morgen fort sein sollte.

Danksagung

Mein innigster unermüdlicher Dank geht an all meine Weggefährten und „Lebensretter“, die ich hier aus persönlichkeitsrechtlichen Gründen nicht mit ihrem richtigen Namen nennen möchte. Jede/r von ihnen kam genau zur richtigen Zeit in mein Leben und hat mich mit ihren/seinen Möglichkeiten, achtsam und mit Verständnis, Mitgefühl und Tatkraft ein Stück dieses schweren Weges begleitet. Sterben wäre manchmal sicherlich der einfachere Ausweg gewesen. Aber genau diesen Menschen ist es gelungen, mich zu ermutigen, meinen Weg zu finden und zu gehen. Sie glaubten an mich und gaben mir Halt und Orientierung, egal wie ausweglos mein Leben gerade schien.

Die meisten von diesen wunderbaren Wegbegleitern sind auch heute noch Teil meines Lebens. Dafür bin ich unendlich dankbar.

Es war mir von Anfang an ein Bedürfnis meine Geschichte niederzuschreiben. Damit dieses Buch nun aber veröffentlicht wurde, hat es nochmal gutes Zureden von außen gebraucht.

Somit danke ich denen, die mich ermutigt haben, meine Geschichte zu veröffentlichen.

Wenn es auch nur einem Leser in einer ähnlichen Situation hilft, zu erkennen, dass es einen Ausweg gibt, und somit ein Leben gerettet werden kann, so wie ich durch meinen Glauben und durch so wunderbare Wegbegleiter am Leben geblieben bin, dann hat sich die Mühe vom Niederschreiben zur Buchveröffentlichung wahrlich gelohnt.

Nicht zuletzt danke ich Daniela für das Lektorat, Izabella für das Cover und dem Verlag Andrea Schröder, Inh. Jens Koch für die Verlegung des Buches und die gute Zusammenarbeit.

Zum Verlag

Unsere Bücher, Projekte und Veranstaltungen sind da, um Mut zu machen, Hoffnung zu spenden, Ihnen ein Lächeln ins Gesicht zu zaubern, Kinder zu fördern und die Welt ein klein bisschen schöner zu machen.

Weitere Informationen finden Sie unter:

<https://www.verlag-andreaschroeder.de/>

Verlag Andrea Schröder,
Inhaber Jens Koch



Wir machen die Welt
ein klein bisschen schöner.